

**Prof. Dr. Bernhard Löffler (Universität Regensburg)**

**Wozu Landesgeschichte?  
Überlegungen zu einer Disziplin zwischen Politik und Wissenschaft**

**Universität Jena, Vortrag zur Eröffnung der Forschungsstelle für Neuere Regionalgeschichte Thüringens am 27.5.2016  
(Es gilt das gesprochene Wort)**

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin, Spektabilis, sehr geehrter Herr Lesser, liebe Kolleginnen und Kollegen, lieber Herr Gerber,

meine sehr verehrten Damen und Herren,

haben Sie zuallererst ganz herzlichen Dank für die freundliche Vorstellung und vor allem für die Einladung, hier zu sprechen. Ich habe sie sehr gerne angenommen, weil die Eröffnung einer regionalhistorischen Forschungsstelle Thüringens natürlich auch ein Ereignis für den interessierten Fachvertreter-Nachbarn aus dem großen südlichen Bruderfreistaat ist. Wir blicken vom Bayernland gespannt übers Fichtelgebirge, was sich da in Jena institutionell verankert und demnächst forschungsmäßig tut, und hoffen selbstverständlich auf entsprechend intensive Kooperationen. Ich persönlich würde mich darüber sehr freuen. Zugleich darf ich Ihnen herzlich zu diesem Schritt der Gründung der Forschungsstelle gratulieren, – zuerst den konzeptionellen und operativen Köpfen des Projekts, Herrn Gerber an der Spitze, dann aber auch den Geldgebern und administrativen Trägern, dem Land Thüringen, der Universität Jena, nicht zuletzt dem privaten Mäzen.

Die Glückwünsche fallen umso wärmer aus, als sie sich hier ja etwas trauen, was durchaus nicht in jeder Hinsicht im allgemeinen Trend liegt, und das ist jetzt als Lob gedacht! Denn wenn wir von der Titelfrage meines Vortrags ausgehen: „Wozu Landesgeschichte?“ – so hat es diese Frage ja durchaus in sich. Landesgeschichte – so viel zur Begriffsklärung vorweg – wird jetzt einmal grundsätzlich und pars pro toto verstanden als ein geschichtswissenschaftlicher Zugriff auf kleinere, subnationale räumliche Einheiten mit Eigensinn (wie Bundesländer oder eben die Region der thüringischen Staatenwelt). Dass man da begrifflich noch weiter nachfragen kann, dass „Land“ nicht unbedingt synonym sein muss mit „Region“ und dass all das mit unserem Thema ebenfalls zu tun hat, das wird in der Folge noch etwas aufscheinen.

**Vortrag B. Löffler: „Wozu Landesgeschichte?“ (Jena 27.5.2015), © Bernhard Löffler**

An dieser Stelle ist mir aber etwas anderes wichtiger: Denn egal ob Landes- oder Regionalgeschichte, ist unsere Ausgangsfrage nach dem „Wozu“ zunächst vor allem deshalb aufschlussreich, weil sie an manchen Orten, nicht zuletzt und gerade auch an Universitätsorten, nur etwas stirnrundelnd mit der Gegenfrage gekontert wird: „Ja, wozu eigentlich?“ Und dann wird geantwortet: Na ja, so besonders notwendig erscheint sie uns an sich nicht, jedenfalls nicht, wenn der Spaß Geld kostet, dauerhaft Stellen blockiert, die Etats belastet und die Mittel ablenkt von den wirklich wichtigen, zeitgeistigen akademischen Leuchttürmen, die überall ziemlich gleichförmig glänzen. In diesem Sinne will ich beispielhaft nur auf zwei Signale der letzten Zeit hinweisen: zum einen darauf, dass an der Universität Bonn der renommierte Lehrstuhl für Rheinische Landesgeschichte nicht mehr eigenständig besetzt wird; und zum anderen darauf, dass an der Universität Bayreuth, also nicht allzu weit südlich von hier, eine landeshistorische Professur nicht regulär wiederbesetzt, sondern nur in einer recht komplizierten Konstruktion mit dem finanziellen Zuschuss einer Stiftung gesichert wurde.

Manche meiner Kolleginnen und Kollegen glauben hier handfeste politische Re-Nationalisierungstrends am Werk, die bewusst die föderativen Traditionen und entsprechende historiographische Traditionsstiftungen hintanstellen. Vermutlich noch wichtiger aber sind im universitären Kontext die Kräfte gegenläufiger Forschungskonjunkturen: Wirklich sexy und hipp und DFG-förderungswürdig sind die internationale, transnationale, interkulturelle Verflechtungs- und Beziehungsgeschichte, die Globalgeschichte oder mitunter die Zeitgeschichte. Die kleinräumigere Regional- und Landesgeschichte dagegen erscheinen oftmals eher als etwas flügelahme und hässliche Entchen im ständigen Wetteifern um wissenschaftliche Aufmerksamkeit und internationale Exzellenz. Ich versage es mir, darüber zu spekulieren, ob die genannten Reserven auch in den längeren Gründungsverhandlungen der hiesigen Jenaer Forschungsstelle zu vernehmen waren. Für heute zählt erst einmal das schöne Ergebnis.

Obendrein ist die skizzierte akademische Skepsis gegenüber Landes- und Regionalgeschichte nur die *eine* Seite der Wahrnehmungsmedaille. In *anderen* Kontexten und zumal in der breiteren Öffentlichkeit widerfährt entsprechenden Themen nämlich geradezu das Gegenteil. Da erscheinen sie als besonders attraktiv, scheinen regionalbezogene Information, Unterhaltung und Identitätsstiftung eher zu- als abzunehmen. Hier nur einige Schlaglichter:

Eines etwa hat zu fallen auf das bemerkenswerte Revival von allem, was man mit „Heimat“ verbindet: von der Konjunktur der Heimatkrimis mit ausgeprägten regionalen und lokalen Sujets, Helden und Opfern; bis hin zur bezeichnenden Fortführung der berühmten Heimat-Trilogie von Edgar Reitz im Jahr 2013. – In meiner Generation wäre es der Gipfel an

Peinlichkeit gewesen, mit einer Frau im Dirndl auf einem Volksfest gesehen zu werden; heute kann man sich, jedenfalls in Bayern, der Heerscharen in regionaler Tracht gar nicht mehr erwehren: junge, mehr oder weniger normale Menschen, zum größten Teil Nichtbayern, denen das Lederhosentum gar nicht unangenehm ist und die ein irritierendes Trachtenschwarmverhalten zeigen, das *allein* durch Folkloremarketing wohl nicht ganz zu erklären ist. – Dasselbe gilt für die enorme Attraktivität und auch Lukrativität von Ausstellungen, Museen, Inszenierungen aller Art zu lokalen oder regionalen Geschichtsthemen. Ständig werde ich als Landeshistoriker angefragt, zu irgendwelchen, auch noch so kleinteilig-lokalen und regionalen historischen Jubiläen wahrlich begrenzter Bedeutung Vorträge zu halten. In der Stadt, in der ich lebe, in Regensburg, boomt ein vitaler städtischer Geschichtstourismus, der täglich die Straßen verstopft; allenthalben springt mir ein Ritter oder Patrizier aus der Stadtgeschichte entgegen, der Teil irgendeiner szenischen Führung ist; und für knapp 70 Millionen Euro wird an zentraler Stelle der Stadt ein Museum der bayerischen Geschichte gebaut. – Schließlich könnte man Phänomene einer Revitalisierung regionaler Bezüge auch jenseits dieses populären, gesellschaftlichen Feldes fassen, als Gegen- oder Komplementärtrend zur Nationalisierung, Europäisierung oder Globalisierung. So wird etwa in politischen Debatten durchaus über die Notwendigkeit und Stärkung kommunitärer oder subsidiärer Strukturen in einem größer werdenden Europa nachgedacht, wird über Phänomene einer Glokalisierung diskutiert. Usf.

Also: Die Gemengelage ist kompliziert und weist mitunter fast paradoxe Züge auf. Warum ist das so? Ich würde meinen, man kann die Paradoxien etwas aufzulösen versuchen, wenn man nach den Funktionen von Landes- und Regionalgeschichte fragt, und das bedeutet nicht zuletzt: nach ihren Funktionalisierungen und Instrumentalisierungen. Die Grundthese ist dann, dass ein signifikant hoher Grad an solcher Funktionalisierung die Differenz erklären kann zwischen breiter öffentlicher Wahrnehmung und gewisser akademischer Distanz.

Neben der rein antiquarisch-positivistischen Beschäftigung, der Lust am Faktensammeln zu Familienherkunft oder Ortschronik, die uns hier nicht näher zu interessieren braucht, würde ich vor allem drei Funktionen von Landes- bzw. Regionalgeschichte hervorheben wollen:

Erstens und recht allgemein könnte man postulieren, die Bezugnahme auf kleinere, überschaubare räumliche Einheiten wie Land, Region oder Heimat dient der persönlichen Selbstvergewisserung. Sie ist ein Faktor der *individuellen* Identitätsbestimmung. Allerdings muss man natürlich gleich ergänzen: Sie ist nur einer unter vielen. In den meisten Fällen sind andere Einflussgrößen wohl prägender; das Geschlecht, das Alter, das Vermögen wird ver-

mutlich wichtiger sein für den jeweiligen Lebensentwurf, als der Ort, an dem man wohnt oder geboren ist.

Bemerkenswerter ist daher vielleicht eine zweite Funktion, die bereits angeklungen ist: das kommerzielle Interesse. Wenn die grundsätzliche Beobachtung gilt: „History sells“ (Wolfgang Hardtwig/Alexander Schug), dann gilt das für Lokal- und Regionalgeschichte in ganz besonderem Maße. Sie ist ein Premiumprodukt in der breiten Palette zwischen Geschichtsmerchandising, Histotainment und Erinnerungskultur; allenfalls die Zeitgeschichte und speziell die NS-Geschichte verbuchen mehr Aufmerksamkeit mit ihrer Mischung von politischem Aufklärungsanspruch, Distanzierung und Gruselunterhaltung.

Regionalgeschichte als Variable von Geschichtsökonomie also: Vom städtischen Geschichts- und Kulturtourismus war schon die Rede. Noch spektakulärere Ausformungen sind etwa in Bayern die Vermarktung König Ludwigs II. und seiner Schlösser als verkaufsträchtigen Gesamtarrangement aus Natur, Kultur und Geschichte, mit dem nötigen Schuss Irrsinn. Für Ihre Gegend greifbar wäre der Wartburg-Reformations-Kult, der sicher weit über die Region ausstrahlt, aber ebenfalls eine starke lokale Bezugsnote besitzt und sich vor Ort gut verkaufen lässt. Entscheidend bei alledem ist, und damit nähern wir uns jetzt einem Kern meines Themas, dass es aktiv betrieben wird! Nichts erwächst hier einfach naturnotwendig dem historischen Boden; die regionalen Geschichtsbilder sind vielmehr bewusst gemacht, verankert, inszeniert. Sei es als Marketingprodukt der örtlichen Tourismusindustrie, sei es als Folgeerscheinung unserer gängigen historischen Jubiläumslust und Jubiläumssucht.

Eben das gilt auch für eine dritte, die womöglich wichtigste, zumindest interessanteste funktionale Seite von Landes- und Regionalgeschichte: Die Referenzgrößen historischer Landschaften oder Regionen dienen nicht nur der individuellen Selbstfindung, sondern auch einer *kollektiven* Identitäts- oder Legitimitätsstiftung, und diese kann angesichts der regional-föderativen Strukturen Deutschlands ausgesprochen politische, geschichtspolitische, mitunter auch tagespolitische Akzentuierungen annehmen. Diese Funktionen kollektiver Geschichts- und Identitätspolitik haben durchaus eine längere Tradition. Vornehmlich wurde diese Tradition institutionalisiert im 19. Jahrhundert mit den Gründungen von zumeist staatlich geförderten Historischen Vereinen, die Geschichte konkret „verorteten“ (Georg Kunz) und vor Ort vermittelten. Das war eigentlich lange Zeit deutschlandweit so und wirkte recht erfolgreich. Heute steht dieses Historische Vereinswesen als spezifisch bürgerliche Form der Vergesellschaftung nach meiner Beobachtung unter erheblichem Konkurrenzdruck seitens populärerer Vermittlungsagenturen – auch wenn sie weiterhin wirken und ja auch von den Landeshistori-

kern „bedient“ werden; die Mitglieder sterben ihnen tendenziell weg. Überdies ist ihr Zugriff doch oft recht begrenzt-lokal. Und noch in einem anderen Punkt hat sich, so scheint mir, etwas verändert: Die kollektive Vergewisserung durch die eigene Landes- oder Regionalgeschichte ist nicht mehr deutschlandweit einheitlich greifbar, sondern weist im Überblick der deutschen Bundesländer signifikant unterschiedliche Intensitäten auf.

Wenn ich hier in der Folge etwas impressionistisch und tentativ eine Typologie wagen darf, so wären zuerst solche Länder anzuführen, bei denen eine wirkliche geschichtspolitische Identitätsstiftung aus eigener, engerer regionaler Quelle, aus einem Regionsbezug sui generis, kaum wirksam ist. Oder vielleicht sollte man besser sagen: Bei denen sie stark überlagert und zurückgedrängt wird durch größere räumlich-historische Kontexte. Das heißt nicht, dass es dort keine lokal- oder regionalhistorische Forschung oder das Wirken entsprechender Vereine gäbe. Aber das ist nicht dominant für die Deutung, im Vordergrund stehen andere räumliche Identifikationsmuster, die bewusst entgrenzend wirken. Das Saarland etwa wird vor allem dargestellt als Teil einer übernationalen Europaregion Saar-Benelux; oder die Geschichte Schleswig-Holsteins und Mecklenburgs als Variable des größeren Ost- oder Nordseeraums und Nordeuropas.

Der extreme Gegentypus dazu ist Bayern. Sie sehen mir nach, dass ich darauf kurz genauer eingehe, denn ich tue das nicht als bayerischer Missionar, sondern weil hier ein exzeptioneller Fall zu greifen ist. Nirgendwo sonst ist Landesgeschichte derart stark institutionell und universitär verankert, aber nirgendwo sonst auch erscheint sie mir derart politisiert zu sein, – und das meint jetzt wirklich Landes- und nicht Regionalgeschichte, die Geschichte einer partikularen Einzelstaatsnation. Die Historizität Bayerns, seines Territoriums, seiner Dynastie, seiner Institutionen, die lange Dauer des bayerischen Staates, fungieren geradezu als Basis einer föderativen Staatsräson, sie sind Kernelement politischer Selbstvergewisserung. Schon in der Präambel der bayerischen Verfassung von 1946 wird auf die „mehr als tausendjährige Geschichte“ Bayerns verwiesen, die dem Staat ein verlässliches Fundament verleihen solle. Kein bayerischer Ministerpräsident, der auf diesen historischen Appell verzichtete, damit nicht einen entscheidenden Qualitätsunterschied zu den anderen Ländern markierte und daraus nicht besondere Ansprüche bayerischer Eigenständigkeit herleitete.

Interessant ist, wie weitgehend sich die Wissenschaftsteildisziplin der bayerischen Landesgeschichte in den Dienst dieser Meistererzählung stellte, sie in vielem sogar erfunden hat und ein ganz maßgeblicher Ideengeber dafür war. Nicht wenige Vertreter der bayerischen landeshistorischen Orthodoxie betrachteten (und betrachten teilweise noch heute) ihr fachli-

ches Tun ganz bewusst als „staatspolitische Aufgabe“ (Andreas Kraus), im Sinne einer gezielten Legitimierung und Verteidigung des Föderalismus und der tragenden Rolle Bayerns als dessen Lordsiegelbewahrer. Dementsprechend bereitwillig ließen oder lassen sie sich einbauen in eine aktive staatliche Öffentlichkeits- und Identitätspolitik.

Ich kenne eigentlich keine vergleichbar intensiven und langfristig angelegten Strategien einer politisierten Landesgeschichte. Womöglich und allenfalls ließen sie sich in Ländern mit ebenfalls langen territorialgeschichtlichen Traditionen verfolgen: phasenweise in Sachsen etwa mit landeshistorischen Lehrstühlen und einem großen außeruniversitären Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, allerdings schon in einer durch die DDR-Geschichte gebrochenen Form. Ähnliches gilt für Brandenburg mit dem Rekurs auf die preußische Geschichte, die aber bekanntlich ein recht kompliziert zu verwaltendes, zwiespältiges Erbe darstellt. In den Hansestädten Bremen und Hamburg mit ihren lange gewachsenen stadtbürgerlichen Traditionen wäre dergleichen wohl grundsätzlich gleichfalls möglich, jedoch findet sich an den dortigen Universitäten keine einzige Professur mit dezidiert regionalhistorischem Zuschnitt. Politisch relativ aktiv dagegen war zuletzt im Übrigen auch Rheinland-Pfalz; dort erschien 2012 eine mehrbändige, vom Landtag finanzierte Landesgeschichte mit der dezidierten Aufgabenumschreibung, diese diene dazu, das gegenwärtige „Selbstbewusstsein der Rheinland-Pfälzer zu stärken“.

Dennoch, im Vergleich zu Bayern sind das insgesamt zurückhaltende Ausformungen, und eigentlich gehört Rheinland-Pfalz auch schon zu einem anderen, dritten Typus, zu den Bundesländern mit einer relativ jungen, überdies sehr vielschichtigen Tradition: zu den berühmten Bindestrichländern, einschließlich der meisten ostdeutschen Länder, die gewissermaßen zwischen den extremen Polen stehen. Einerseits sind bei ihnen Formen landes- oder regionalhistorischer Selbstfindung wohl zu greifen, spielen räumlich akzentuierte, auf die eigene Region zielende oder von ihr ausgehende Geschichtsdeutungen eine (politische) Rolle. Andererseits aber fallen diese notgedrungen ziemlich komplex aus, führen zu weit weniger stringenten und homogenen Erzählungen in Form der klaren Staatslandesgeschichte als in Bayern. Man benötigt dafür Substitute und Alternativen, und gerade in diesem Zusammenhang wird dann auch die Region wichtiger als das Land.

Ich will mich bei der versammelten Lokalkompetenz nicht allzu weit vorwagen, aber doch zumindest erwähnen, dass natürlich auch Thüringen zu dieser Gruppe zählt. Die Muster und Bausteine historisch-geschichtspolitischer Selbstvergewisserung, jetzt bezogen auf die neuere Geschichte, dürften bekannt sein: die regionale Kleinteiligkeit als Modell friedlichen

föderativen Miteinanders (mit dem Motto: „Einheit in Vielfalt“); das Land der kulturschöpfenden Klassik und Romantik mit ihrer europäischen Bedeutung – oder wie es an dieser Universität heißen würde: „das Ereignis Weimar-Jena“; der Wurzelgrund der Arbeiterbewegung mit dem Dreiklang Eisenach, Gotha, Erfurt, auch das ein „Ereignis“; nicht zuletzt das Land der Reformation mit der Wartburg im Zentrum. Das Ganze funktioniert, wie gesagt, schwieriger und weniger einheitlich als im bayerischen Fall. Vieles muss man sich auch mit anderen teilen, die Reformation z. B. mit Sachsen-Anhalt, das sich auf der Suche nach seinen identitätsstiftenden Traditionen ebenfalls zum „Lutherland“ erklärt. Aber die Umrisse sollten erkennbar sein.

Ich möchte in einem abschließenden Schritt noch kurz danach fragen, wie sich die Landes- oder Regionalgeschichte als akademische Disziplin positionieren könnte, um den Spagat zwischen Wissenschaft und Politik zu überwinden oder zumindest kleiner zu machen. Meine Ausgangshypothese war ja, dass gerade die Regional- und Landesgeschichte vielfach funktionalisiert wird, dass sie wohl mehr als andere Teildisziplinen verwoben ist mit öffentlich und geschichtspolitisch tätigen (Staats-)Instanzen, Vereinen, Verwaltungen, – und dass darin eine Art offener Flanke für wissenschaftlich-akademische Reserven gegenüber der Disziplin liegen könnte. Ich will dabei überhaupt nicht die Chancen und die Relevanz negieren, die in diesem Engagement in die Gesellschaft hinein liegen. Es soll auch nicht die grundsätzliche Legitimität in Frage gestellt werden, nicht einmal die politische Aufgabe von Landesgeschichte, im Sinn einer kommunitären Diskussionsinstanz zu wirken angesichts verunsichernd-entgrenzter Lebenswelten. Aber worauf ich hinweisen möchte, ist, dass in diesen Anliegen und Möglichkeiten zugleich ein Problempotential liegt, das wir selbstkritisch reflektieren sollten. Sie sehen, so jubilierend mein Auftakt war, so besinnlich ist mein Ende. Aber auch das sollte ja zu einer solchen Feier mit Wünschen, die nicht nur Glückwünsche sind, passen. Die Frage ist, mit welchen methodischen und thematischen Strategien man dieses Problempotential einfangen könnte. Dazu noch drei Überlegungen.

Erstens könnte man schon einmal an den institutionellen Titel der hiesigen neuen Forschungsstelle anknüpfen: Es geht ihr um „Neuere *Regionalgeschichte*“. Für Thüringen liegt – das wurde schon gesagt – der regionalhistorische Ansatz angesichts der fehlenden oder gebrochenen Landesstaatstradition und angesichts der territorialen Differenzierung schon rein inhaltlich nahe. Er verweist aber nebenbei auch auf gewisse methodische Chancen, weil er von vorneherein die Betrachtung solcher räumlicher Konstellationen der langen Dauer eröffnet,

die *jenseits* enger Staatsgrenzen liegen und eine umfassendere Kultur- oder Wirtschaftslandschaft konstituieren, die Thüringen und seine Nachbarn gleichermaßen umschließt. Gerade im heutigen Forschungskontext erscheint mir das gut anschlussfähig für Ansätze einer Verflechtungs-, Beziehungs- und Wahrnehmungsgeschichte eines Raumes mit vielen fließenden Übergängen, Überschneidungen und gegenseitigen Abhängigkeiten.

In diesem Zusammenhang sind auch, mein zweiter Punkt, die traditionellen Stärken einer methodisch „offenen Landesgeschichte“ zu betonen und durchaus selbstbewusst zu markieren. Sie fügen sich nämlich an sich ausgezeichnet ein in eine solche neuere Regionalverflechtungsgeschichte. Es sind dies die komparativen und interdisziplinären Potentiale, die die Disziplin schon immer ausgezeichnet haben. Und es ist die Möglichkeit, unter der regionalhistorischen Quellenlupe die alltagshistorische Tiefenschärfe herzustellen und wichtige paradigmatische Referenzgrößen sicherzustellen, die dann auch für Forschungen im größeren räumlichen Rahmen unabdingbar sind. Die allermeisten, jedenfalls die besten der globalhistorisch oder interkulturell verfahrenen Studien basieren auf der Zusammenschau regionalgeschichtlicher Analysen und deren Vergleich. Das eine ist ohne das andere gar nicht zu haben und es gegeneinander auszuspielen, ist letztlich ziemlich kleinkariert. In diese Richtung hat auch der schon verstorbene niedersächsische Kollege Ernst Schubert einmal formuliert, Landeshistoriker hätten die Aufgabe, „den Allgemeinhistoriker“ zu ergänzen, zu kontrollieren und „zu ärgern“.

Damit sollte aber, drittens, noch etwas anderes verbunden werden, nämlich die Selbstkontrolle. Darunter verstehe ich die Herausforderung, die Erzählung von Landes- oder Regionalgeschichte dauernd zu kombinieren mit der Forschungs- und Wissenschaftsgeschichte des eigenen Faches; mit der Reflexion über seine Begriffe, Narrative und Identitätskonstruktionen, über seine Kommunikationsstrategien und Diskurse; nicht zuletzt mit der Frage nach den handfesten Bedingungsvariablen unserer landesgeschichtlichen Profession zwischen Geschichtspolitik, Geschichtsökonomie, Geschichtsvermittlung, Geschichtsfolklore und Geschichtswissenschaft. All das sollten wir Landeshistoriker stärker als bisher selbst zum Untersuchungsobjekt machen: methodisch verbunden mit dem Anspruch einer Modell- und Ideologieselbstkritik und inhaltlich mündend in die Dekonstruktion der landeshistorischen Geschichtsbilder und der dahinterstehenden „Mythomotoren“ (Herfried Münkler). Das ginge zwar auf Kosten irgendwelcher staatspolitischer Funktionen und der eigenen identitätsstiftenden Wirkung, die man ja stets hinterfragen müsste. Aber lohnen würde es allemal. Es könnte die Landesgeschichte näher heranzuführen an die aktuellen historischen Methodendebatten. Und es wäre auch der in meinen Augen eigentlichen gesellschaftspolitischen Aufgabe des Histori-



kers, auch des Landeshistorikers als Wissenschaftler angemessen: nicht Zuarbeiter für vereinfachende politische Legitimitätsfindung zu sein, sondern demgegenüber Pluralität und Differenzierung zu sichern und, wo es sein muss, auch kritischen Widerspruch anzumelden – dies nicht nur gegenüber der Nationalgeschichtsschreibung mit ihren mitunter als hegemonial empfundenen Ansprüchen oder gegenüber modischen Forschungstrends gleich welcher Art, sondern auch gegenüber den verschiedenen Ausprägungen und Deutungen der Landesgeschichtsschreibung.

In diesem Sinne würde ich auch den zitierten Satz von Ernst Schubert noch etwas variieren und weiten wollen: Wir sollten nicht nur die Allgemeinhistoriker ärgern, sondern immer auch die Politiker, Museumsmacher, Jubiläumsveranstalter, Geschichtsvereinsmenschen, Stadtführer. Mitunter schadet es sogar nicht, uns Landeshistoriker untereinander etwas mehr zu ärgern, all dieses selbstverständlich stets konstruktiv und produktiv. Mich würde es sehr freuen, wenn es in Jena gelänge, ein solches konstruktives und produktives Ärgernis zu installieren, und ich wünschte mir, dass dieses dann als Bereicherung empfunden und dauerhaft wirksam würde.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!